

Sendung in der Welt fortzusetzen, wird sie sich auch in der Bruderschaft der Wirkung dieses Herrn preisgeben. In dem Maße, als sie an den wiederkommenden Herrn glaubt, wird sie auch wissen, daß die Einigung nur nach vorne in der Hoffnung auf ihn stattfinden kann. Dazu wird ihr die Integration eine Hilfe sein, denn sie ist nicht nur ein organisatorischer, sondern ein eminent geistlicher Vorgang, der uns an dem Leben unseres Herrn Anteil nehmen läßt.

ERWÄGUNGEN ZUR KIRCHLICHEN FRIEDENSARBEIT VOR UND NACH DEM ERSTEN WELTKRIEG

VON WOLFGANG SCHWEITZER

Vor fünfzig Jahren, im Januar 1913, gab *F. Siegmund-Schultze* das erste Heft der Zeitschrift „Die Eiche“ heraus. Vor allem nach dem ersten Weltkrieg hat die Zeitschrift lange Jahre hindurch die Funktion einer „Ökumenischen Rundschau“ wahrgenommen. Aber wer denkt heute noch daran, daß ihr Untertitel ursprünglich lautete: „Vierteljahrsschrift zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland“? Wer weiß heute noch etwas davon, daß es vor dem ersten Weltkrieg eine kurze Periode erstaunlich freundschaftlicher Beziehungen offizieller Art zwischen den Kirchen in England und Deutschland gab — unter Einschluß der römisch-katholischen Kirche! —, und daß diese Beziehungen als Vorbereitung einer christlichen Weltfriedenskonferenz gedacht waren? Aus ihnen ging der „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“ hervor, der ein Vorläufer der Weltkirchenkonferenz von Stockholm 1925 und damit des heutigen Ökumenischen Rates war. Freilich kann vor allem in Deutschland nicht von einer kontinuierlichen Entwicklung geredet werden. Und das hat wohl nicht nur daran gelegen, daß der erste Weltkrieg „dazwischenkam“ (und zwar buchstäblich, wie gleich zu zeigen ist), sondern das dürfte auch theologische und — ideologische Gründe gehabt haben.

„Der Anfang der Bewegung muß vom Herbst 1907 datiert werden, als bei Gelegenheit der II. Friedenskonferenz in Den Haag *J. Allen Baker*, M.P., mit *Baron Edward de Neufville* die Möglichkeit eines Eintretens der christlichen Kirchen beider Länder für die Sache der internationalen Verständigung besprach“¹⁾.

¹⁾ So *Rev. J. H. Rushbrooke*, Herausgeber der der „Eiche“ entsprechenden englischen Zeitschrift „The Peacemaker“, die allerdings schon im Juli 1911 eröffnet worden war, in einem Beitrag in der ersten Nummer der „Eiche“ S. 9.

Baker gehörte der Gesellschaft der Freunde (Quäker) in England an, de Neufville war ein in Frankfurt/M. lebender Laie aus einer der evangelischen Landeskirchen Deutschlands.

Dieser Haager Friedenskonferenz hatten „Vertreter der Kirchen Großbritanniens, Europas und Amerikas eine Note zugunsten des Friedens überreicht“²⁾, die „der christlichen Überzeugung Ausdruck gab, zur Bereinigung von Konflikten zwischen den Nationen sollte ein Schiedsgericht verwandt werden“³⁾. Baker war der Vorsitzende der Abordnung, die dies Memorandum überreichte, das auf die Initiative englischer Quäker zurückzuführen war. Offenbar hat er sich in Den Haag mit Baron de Neufville Gedanken darüber gemacht, ob nicht die Kirchen in Großbritannien und Deutschland einen Anfang machen könnten, um eine Bewegung der Kirchen in der ganzen Welt zur Förderung des Friedens in Gang zu bringen.

Der Erfolg war, wie schon gesagt, erstaunlich: Ein Besuch von 133 deutschen Kirchenführern in England wurde bereits im Jahre 1908 durchgeführt. Dem deutschen Organisationskomitee gehörten der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin, Voigts, Oberhofprediger Dryander, der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, der Erzbischof von Köln, Kardinal Fischer, Prälat Kleinsidam (von der St. Hedwigs-Kirche in Berlin) sowie namhafte Vertreter der Freikirchen an⁴⁾. Entsprechend gehörten dem englischen Organisationskomitee der Erzbischof von Canterbury mit anderen anglikanischen Bischöfen, der katholische Erzbischof von Westminster und Vertreter der englischen Freikirchen an. Zu den deutschen Teilnehmern der Fahrt selbst gehörten zwar Voigts und die beiden katholischen Bischöfe nicht, jedoch war die Zusammensetzung der Delegation ähnlich wie die des Organisationskomitees. Erwähnenswert sind die Namen der Professoren P. Althaus (sen.), O. Baumgarten, W. Lütgert, M. Rade und v. Soden (sen.) in der deutschen Delegation. Man sieht daran, daß sich die Mitverantwortung keineswegs auf den Kreis um M. Rade beschränkte, wenn dieser auch ohne Zweifel in besonderer Weise dahinterstand.

Daß J. A. Baker von Anfang an weiter gesteckte Ziele verfolgte, zeigt sein Vorwort zum Konferenzbericht von 1908, in dem es heißt: „Die erste inter-

²⁾ J. A. Baker in: „Der Friede und die Kirchen“ (1909) S. 9.

³⁾ N. Karlström in: Rouse/Neill, Geschichte der Ökumenischen Bewegung, 1957/58, II, S. 137.

⁴⁾ Alle diese genannten Namen sind dem in England (1909?) erschienenen Konferenzbericht in deutscher und englischer Sprache „Der Friede und die Kirchen“ entnommen (S. 25—27: jeder der Genannten wurde dort abgebildet . . .!). In der späteren Arbeit sind die katholischen Bischöfe in Deutschland wieder etwas in den Hintergrund getreten; in einer Liste des deutschen Ausschusses, die im Januar 1913 in der „Eiche“ veröffentlicht wurde, finden sich jedoch noch einige katholische Geistliche.

nationale Konferenz der christlichen Kirchen im Interesse des Friedens muß noch zusammentreten. Daß eine solche Konferenz nicht allein wünschenswert, sondern absolut nötig ist, muß von allen zugegeben werden, die mit aufrichtigem Herzen das Vaterunser beten und sagen: ‚Dein Reich komme, Dein Wille geschehe auf Erden‘, und deren ernster Wunsch es ist, den Engelgesang von Bethlehem zu erfüllen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen⁵⁾. Diese Äußerung ist zugleich symptomatisch für den Geist, in dem die Sache betrieben wurde: einerseits spürt man die Glut eines von der Notwendigkeit und Dringlichkeit seines Anliegens überzeugten Mannes, andererseits wirkt die theologische Begründung zumindest im Rückblick doch sehr fragwürdig: es ist ein Christentum der Tat, das sich hier durchsetzen und auf diese Weise das Reich Gottes auf Erden bauen will. Das Reich Gottes als sittliche Aufgabe: dieser Gedanke hatte offenbar nicht nur im Deutschland *Kants* und *Ritschls*, sondern auch jenseits des Kanals weite Verbreitung gefunden! Und es ist keineswegs so, daß es im angelsächsischen Raum nur die Quäker gewesen wären, die sich dies Ziel gesteckt hatten, oder besser: die der Meinung waren, daß Gott der Christenheit diese Aufgabe gegeben habe. Man muß dazu nur an beliebiger Stelle den großen Konferenzbericht der Weltkirchenkonferenz in Stockholm 1925 aufschlagen⁶⁾, und man wird immer wieder dieser Vorstellung begegnen, die uns heute schon sehr fremd geworden ist. Wobei zu bedenken ist, daß die Abkehr von diesen Gedanken bei uns ja nicht durch die Katastrophe des ersten Weltkrieges ausgelöst wurde, sondern bereits vorher von der neutestamentlichen Wissenschaft durch *J. Weiß* und *Albert Schweitzer* eingeleitet worden war. Ihre Erkenntnis, daß das Reich Gottes im Neuen Testament keineswegs als menschliche Aufgabe verstanden wird, sondern als etwas, das Gott allein herbeiführt, hatte sich aber offensichtlich 1908 noch nicht durchgesetzt; die Kirche lebte, wie das ja immer wieder geschieht, noch von der Theologie von gestern. Und diese Theologie stand in so schönem Einklang mit dem bürgerlichen Optimismus der wilhelminischen Ära, daß es schon ein Wunder des Heiligen Geistes gewesen wäre, wenn sie aus eigener Kraft hier einen neuen Weg gefunden hätte. Die ökumenische Bewegung unseres Jahrhunderts war am Anfang weithin von bürgerlich-optimistischen Reichgotteserwartungen geprägt. Gerade das erklärt zu einem großen Teil ihre Schwierigkeiten und Schwächen in der ersten Nachkriegszeit. Denn der Weltkrieg war lediglich als Rückschlag oder leichte Verzögerung dieser Erwartungen theologisch nicht

⁵⁾ „Der Friede . . .“ S. 9.

⁶⁾ Die Stockholmer Weltkirchenkonferenz, herausg. von *A. Deißmann*, Berlin 1926. — Einiges Material zur theologiegeschichtlichen Charakterisierung der verschiedenen Epochen enthält der allerdings ein wenig dogmatisch schematisierende Aufsatz von *S. Teinonen*, „Entwicklung und Theologie der ökumenischen Friedensarbeit“ in: *Lutherische Monatshefte*, 12. Jg. 1962, S. 185—195.

zu bewältigen, jedenfalls nicht in Deutschland (in den angelsächsischen Ländern lagen die Dinge insofern etwas anders, als man dort den Sieg über Deutschland als Sieg der guten über die bösen Kräfte in der Welt verstehen konnte und also trotz der Katastrophe dem Ziel näher gekommen zu sein glaubte).

Man wird sich aber nun auch das andere klarmachen müssen: Trotz dieser uns heute so anfechtbar erscheinenden Theologie, ja sogar mit deren Hilfe scheint doch damals etwas in Gang gekommen zu sein, das wir bejahen müssen — wenn wir es auch nun mit anderen Begründungen tun. Oder war es etwa nicht richtig, die Kirchen in England und Deutschland einander näher zu bringen, um auf diese Weise den Frieden zwischen beiden Völkern zu stabilisieren oder doch wenigstens einen Beitrag zu einer solchen Stabilisierung zu leisten? War es theologisch falsch, daß sich diese Männer als „Friedensmacher“ verstanden — oder kam in dem allem nicht doch auch echter Glaube und echte brennende Liebe zum Ausdruck, die wir anerkennen müssen? Sollte der Heilige Geist nicht auf seine, uns undurchsichtige Weise nicht sogar den bürgerlich-liberalen Geist der wilhelminischen bzw. viktorianischen Ära in Dienst genommen haben? Bilden wir uns doch nicht ein, daß es in unserer Zeit anders zuginge! Wir haben kaum Gründe, uns in theologischer Selbstzufriedenheit über jene Generation zu erheben, vor allem dann nicht, wenn wir etwa meinen sollten, daß der Glaube in Sachen Förderung des Friedens eigentlich überhaupt nicht zuständig sei, oder auch wenn wir, nun die biblische Eschatologie im entgegengesetzten Sinne mißbrauchend, meinen sollten, Christen hätten für den Frieden nur noch zu beten, nichts aber zu tun. Die Vorstellung, daß das Reich Gottes als irdisches Friedensreich durch Menschen zu verwirklichen sei, war gewiß unbiblich. Die Erkenntnis, daß Christen dazu berufen sind, zur Aussöhnung der Menschen in jeder Lage, also auch im Bereich der internationalen Beziehungen, so viel wie möglich beizutragen, ist davon unberührt. Sie ergibt sich aus dem Sendungsauftrag der Christen in die Welt: wir werden ungläubwürdig als Zeugen Jesu Christi, wenn wir dies nicht ernst nehmen.

*

Aber zurück zu den britisch-deutschen Begegnungen von 1908. Was wurde dabei erreicht?

Erreicht wurde zunächst, daß der Besuch der deutschen Kirchenführer in England weite Beachtung fand. Das hat wohl nicht zuletzt an der amtlichen Unterstützung gelegen, die das Unternehmen auch staatlicherseits erfuhr. Da die wichtigste Partnerin in England, die Church of England, ebenso wie die deutschen evangelischen Landeskirchen, ja Staatskirche war, wäre das Ganze ohne solche Unterstützung gar nicht in Gang gekommen! Dies wurde unter anderem dadurch demonstriert, daß die deutsche Delegation von König *Eduard VII.* im Buckingham Palace empfangen wurde.

Dem deutschen Besuch folgte schon im nächsten Jahr ein Gegenbesuch von 110 Vertretern englischer Kirchen in Deutschland; es wurden sechs deutsche Städte besucht, darunter auch Potsdam, „wo sie von Seiner Majestät dem Kaiser bewirtet und in einer überaus herzlichen Ansprache begrüßt wurden“ (Rushbrooke a. a. O. S. 10). 1910 wurde dann eine offizielle Organisation zur Pflege dieser Beziehungen in beiden Ländern gegründet. Diese Organisation hat offenbar im Bereich des britischen Weltreiches zahlreiche Anhänger gewonnen. Ende des Jahres 1913 konnten die Engländer ihren deutschen Freunden voll Stolz melden, daß „über 14 000 Geistliche und einflußreiche Kirchenmänner . . . darunter führende Erzbischöfe, Bischöfe und Freikirchenführer sowie die einflußreichsten Minister und Parlamentarier des Reiches“ der Bewegung angehörten. Das Organ der Bewegung, „The Peacemaker“, konnte sagen, es gewinne „mehr und mehr das Recht, für die gesamte britische Christenheit in der ganzen Welt zu sprechen“. — Ähnliche Berichte aus Deutschland sind mir nicht bekannt. Vielmehr scheint es, als habe man in Deutschland die ganze Angelegenheit von Anfang an mehr als eine Sache der führenden Kreise angesehen, als eine Sache der kirchlichen Obrigkeit also — und selbst diese blieben dem Gedanken nicht treu, wie wir sehen werden.

Fragen wir aber zunächst, warum man sich eigentlich auf die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland beschränkte, und welche Folgen das hatte. Für *J. A. Baker* und die anderen Initiatoren beiderseits der Nordsee waren diese Begegnungen offenbar nur als Sprungbrett gedacht, von dem aus man Fortschritte in Richtung auf die schon erwähnte christliche Weltfriedenskonferenz zu machen hoffte. Aber der Weg dorthin war noch ziemlich weit, und man wird nachträglich fragen müssen, ob dieser Start für die Christen in den anderen Ländern wirklich als Einladung zur weiteren Teilnahme wirken konnte. Mußten sie nicht eher vermuten, daß von ihnen die Unterordnung unter eine britisch-deutsche Hegemonie im kirchlichen Bereich erwartet wurde?

Aber man dachte zweifellos nicht nur an jenes Ziel einer Weltkonferenz der Kirchen. Ein zweiter Grund, zunächst mit Großbritannien und Deutschland zu beginnen, kam wohl von Anfang an hinzu: Es war die durchaus begründete Vermutung, daß unter den damaligen politischen Verhältnissen eine Aussöhnung zwischen England und Deutschland ein entscheidender Beitrag zur Sicherung des Friedens in Europa und damit in der Welt sein würde. Schon auf der Weltfriedenskonferenz in Luzern 1905 scheint man Erwägungen dieser Art angestellt zu haben⁷⁾. Zudem gab es zu Anfang des Jahrhunderts ja auch einige Bemühungen der Berufspolitiker, das Klima zwischen beiden Ländern zu verbessern: dem Besuch der deutschen Kirchenmänner in England im Jahre 1908 waren ganz bestimmte

⁷⁾ *Karlström* a. a. O. S. 137.

politische Aktionen vorangegangen. Das kirchliche Unternehmen wurde von „allerhöchster“ Stelle dementsprechend beiderseits des Kanals großzügig gefördert, wenn es auch von dort aus gesehen gewiß nur je ein Schachzug in einem größeren Spiel war, in dem auch ganz andere Figuren bewegt wurden — und zwar in anderen Richtungen. . .

J. A. Baker und Baron de Neufville ließen sich aber anscheinend nicht ungern in ihren Bestrebungen von dieser politischen Welle mittragen (wobei übrigens eine genauere Analyse wohl ergeben würde, daß die Welle, als sie das kirchliche Gestade erreichte, bereits wieder zurückging). Leider erklärt dies wohl zum Teil auch die erstaunliche Resonanz, die ihr Appell bei den höchsten Kirchenführern beider Konfessionen in beiden Ländern gefunden hat. Man riskierte politisch wahrhaftig nichts, als anläßlich des Besuches von 1908 die englischen und deutschen Teilnehmer in einer kurzen Resolution unter anderem erklärten: „Wir haben gesehen, welch glückliche Folgen die letzthin stattgehaltenen gegenseitigen Besuche unserer beiden Herrscher sowie der englischen und deutschen Journalisten und Bürgermeister hatten, und haben daher die feste Hoffnung, daß der gegenwärtige Besuch einen neuen großen Antrieb zu den sich immer mehr steigernden Bemühungen bilden wird, eine innigere Freundschaft zwischen unsern beiden Völkern herzustellen“⁸⁾. Die Herrscher, nicht ihre christlichen Untertanen waren also bei diesem Unternehmen vorangegangen! Hätte es nicht umgekehrt sein müssen? Aber konnte es unter den damaligen Verhältnissen umgekehrt gehen?

Jedenfalls bestand nun die Gefahr, daß die Akzente sich verschoben, das heißt vor allem, daß das eigentliche ökumenische Ziel und ebenso die ökumenische Ausgangsbasis für Friedensbemühungen der Kirchen aus dem Blickfeld gerieten. Es gibt Anzeichen dafür, daß sich einige Teilnehmer dieser Besuche dieser Gefahr bewußt waren⁹⁾. Gebannt wurde sie aber nicht. Anders ausgedrückt: Das politische Nahziel drohte zum alleinigen Ziel zu werden. Und damit wurde diese erste kirchliche Friedensaktion unseres Jahrhunderts auf ökumenischer Basis zu einem Mittel in der Hand der Diplomaten der beiden beteiligten Länder. Bei dem Versuch, das ganze Unternehmen vor der deutschen Öffentlichkeit zu rechtfertigen, sagte später *Siegmund-Schultze*, diese Tätigkeit habe „weder mit unserm patriotischen Empfinden in Widerspruch treten können noch irgendwelche Kreise der Politik gestört. Wo eine Berührung derselben mit der hohen Politik stattfand, hat eine sorgsame Fühlungnahme mit dem Auswärtigen Amt stattgefunden“¹⁰⁾. Man wird diesen Satz so auslegen müssen, daß solche „Berührung“ sicher an allen entscheidenden Punkten unvermeidlich war, angefangen bei der Frage, ob eine Reise einer

⁸⁾ „Der Friede . . .“ S. 61.

⁹⁾ Vgl. die unten S. 34 zitierte Äußerung von *Dryander*.

¹⁰⁾ „Die Eiche“, Jg. 2, 1914, S. 4.

deutschen Delegation nach England im Jahre 1908 überhaupt wünschenswert war, bis hin zu der Frage, wie weit man bei etwaigen Resolutionen in politischen Forderungen oder Zugeständnissen gehen dürfe; nicht, als wenn die — übrigens sehr kurze — Resolution von 1908 mit dem Auswärtigen Amt vorher genau ausgehandelt worden wäre. Aber über den Tenor einer solchen Verlautbarung wird sicher vorher in der Wilhelmstraße in Berlin gesprochen worden sein. Daß eine solche Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen auch ein Hindernis für die eigenen Bestrebungen werden könnte, da die Zusammenarbeit leicht in Abhängigkeit übergehen konnte, wurde wohl prinzipiell kaum zur Debatte gestellt. Im Rückblick, aber auch im Blick auf heutige Probleme, ist da leichter Kritik geübt als eine Lösung angeboten. Damals war ja, vor allem im Rahmen der beiden großen Staatskirchen in England und Deutschland die Möglichkeit kaum gegeben, anders zu handeln. Zudem waren gerade die liberalen Kräfte jener Zeit, die zweifellos vor allem zu den Förderern dieser neuen Bestrebung gehörten, anscheinend weniger auf die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat (und dementsprechend unabhängige Handlungen), als vielmehr auf die Durchdringung des öffentlichen Lebens mit dem Geist ihres bürgerlich verstandenen Christentums bedacht. So konnte auch von daher das, was wir heute als gefährliche Verquickung empfinden, zunächst nicht so deutlich wie heute durchschaut werden.

Es muß auch mit bedacht werden, daß die Erreichung eines Nahzieles — in diesem Falle: Aussöhnung zwischen England und Deutschland — nicht unbedingt den Weg zu ferner liegenden Zielen verbauen mußte. Es kann gerade am Anfang einer solchen Bewegung sehr wohl geboten sein, sich zunächst auf Erreichbares zu konzentrieren. Anderenfalls wäre die ökumenische Arbeit stets ein Jagen nach unerreichbaren Idealen geblieben. Es läßt sich also durchaus rechtfertigen, daß man die Organisation einer christlichen Weltfriedenskonferenz zunächst zurückstellte und daß man sich statt dessen begnügte, eine bereits im Gang befindliche politische Annäherung zwischen zwei mächtigen Völkern zu unterstützen und auf diese Weise einen konkreten Beitrag zum Frieden zu leisten. Gerade das hat ja die Entwicklung weitergetrieben, daß man sich nicht mit Theorien begnügte, sondern zu einer sichtbaren Demonstration des Friedenswillens der Christen fortschritt. An Theorien hatte es seit *Kants* Schrift über den „ewigen Frieden“ im 19. Jahrhundert nicht gefehlt! Es kam nun darauf an, daß konkrete Schritte gewagt wurden.

Gewiß gibt es heute bei uns noch viele, die konkreten Taten gegenüber skeptisch sind oder sich nur widerwillig daran beteiligen (letzteres: wenn im Rahmen größerer ökumenischer Veranstaltungen eine Mitarbeit daran nicht zu vermeiden ist). Wieweit man in solchen Fragen auf die herrschende politische Meinung des eigenen Landes oder gar der eigenen Regierung meint, Rücksicht nehmen zu müssen, ist heute auch noch durchaus umstritten. Als Einengung kirchlicher

Handlungen ist gegenwärtig bei uns wohl oft die öffentliche Meinung im eigenen Volk schwerer zu überwinden, als die offene oder stillschweigende Zustimmung von Regierungen zu bestimmten Unternehmungen zu erhalten.

Viele von uns würden heute ähnlich wie die Initiatoren jener Begegnungen sagen: konkrete Bemühungen der Kirchen sind als gesellschaftliche Diakonie in sozialen und politischen Fragen genauso unerlässlich wie im Bereich der traditionellen fürsorglichen Diakonie¹¹⁾; sonst wird das christliche Zeugnis unglaubwürdig. Solche konkreten Bemühungen sind selbstverständlich mit bedingt durch die sozialen und politischen Gegebenheiten. Aber das darf nicht darauf hinauslaufen, daß uns unsere jeweilige Regierung das Stichwort zu diktieren hätte. Wer hier — im Westen oder im Osten — im Bereich unserer Kirche noch anders denkt oder lehrt, wird sich prüfen müssen, ob er nicht eine Gestalt der neulutherischen Zwei-Reiche-Lehre verteidigt, die die meisten von uns seit dem Kirchenkampf im Dritten Reich nicht mehr vertreten können. Das, was in der Ausführung des Zeugnisses von Jesus Christus als Wort der Liebe, der Versöhnung, als Mahnung zum Frieden hier oder da konkret gesagt oder getan werden muß, kann durchaus einmal mit den Absichten und Bemühungen einer oder mehrerer Regierungen im Einklang stehen; warum nicht? Aber es muß vielleicht auch einmal ganz anders aussehen, wenn es echt und glaubwürdig sein soll. Dann wird der Ernst der Christen zum gesellschaftsdiakonischen Einsatz auf die Probe gestellt, vor allem, wenn ihre Regierung ihre Schritte etwa mit Argwohn oder Mißfallen begleitet oder gar zu hindern sucht. Aber das sind Einsichten, die gerade unter den schweren Erfahrungen der letzten fünfzig bis sechzig Jahre in der abendländischen Christenheit erst neu gewonnen werden mußten. Daß sie den Männern, die 1908 etwas in Gang brachten, noch fremd waren, sollte uns nicht wundern. Es wäre unrecht, wenn wir hier vorschnell abwertende Urteile fällen würden — ebenso wie es auch nicht richtig wäre, wenn man aus jenen ersten Erfahrungen die Lehre ziehen würde, daß die Kirche sich mit Wort und Tat aus dem allem am besten „heraushalten“ müßte. Sie würde dann wohl schnell ganz verstummen müssen.

Die politischen Verhältnisse haben sich seither noch mehr gewandelt als die kirchlichen und theologischen. Hüten wir uns aber vor der Täuschung, als sei das Problem der etwaigen Rücksichtnahme auf die „Staatsräson“ nur dort noch akut, wo eine Kirche in der einen oder anderen Weise eng an ihren Staat gebunden ist! Vor allem dürfen wir nicht übersehen, daß hier nicht nur äußere Bindungen zur Diskussion stehen, wie sie eine vom Staat sehr genau kontrollierte Kirche zu ertragen hat, sondern auch innere Bindungen, die auf der Vorstellung beruhen können, die eigene Staatsführung sei besonders christlich, so daß man ihr hier

¹¹⁾ Vgl. dazu meinen Aufsatz „Fürsorgliche und gesellschaftliche Diakonie“ in: Deutsches Pfarrerblatt, 62. Jg. 1962, S. 125—127.

alles getrost überlassen könnte. Auch das könnte sich ja als gefährlicher Irrtum herausstellen. Allgemein wird man nur sagen können: je stärker eine Kirche an „ihren“ Staat gebunden ist, desto schwerer wird es für sie sein, in der Frage des Friedens wie in allen anderen Fragen ein unabhängiges und glaubwürdiges Zeugnis vor der Welt abzulegen. Die Gefahr besteht also nicht nur darin, daß an sich gute Absichten der Christen im politischen Spiel der Kräfte mißbraucht werden; das läßt sich nie vermeiden, auch dann nicht, wenn die Kirche schweigt (dann ist sie für die Politiker ein Aktivposten unter der Rubrik: Erhaltung des Bestehenden). Wesentlich ernster ist die Gefahr, daß das Zeugnis der Kirche selbst verfälscht wird, wenn sie bewußt oder unbewußt die Staatsräson diesem Zeugnis überordnet. Wo die Staatsräson das letzte Wort hat, können Friedensbemühungen nur im Dienste der Erhaltung der Macht des betreffenden Staates stehen, und sie werden schnell wieder gedämpft oder ausgeschaltet, wenn im Namen der Erhaltung der Macht einmal andere Mittel bevorzugt werden („Die Eiche“ hat das im ersten Weltkrieg deutlich zu spüren bekommen!). Wo die Staatsräson das letzte Wort hat, fängt die Kirche an, einem fremden Herrn zu dienen; und das ist ihre schlimmste Versuchung.

Der Prüfstein sind die in kirchlichen Verlautbarungen benutzten Argumente. Leider finden sich bei der britisch-deutschen Begegnung von 1908 allerlei Anzeichen dafür, daß die Kirche damals nicht nur ihrem Herrn gedient hat. Zum Beispiel wurde in der Londoner Schlußresolution von 1908 erklärt: „Unsere Völker sind eng miteinander verbunden durch alte Stammesgemeinschaft, durch die Verwandtschaft unserer Herrscher . . . vor allem aber durch unser gemeinsames Christentum.“ Erst dann heißt es, man erwarte, „daß ehrliches Zusammenwirken zwischen uns viel dazu beitragen wird, das Kommen des Reiches des Friedens auf Erden und des Wohlwollens unter den Menschen zu beschleunigen“¹²⁾. Viele Teilnehmer der Begegnung hofften offenbar, daß die beiden stammverwandten Nationen sich in der Beherrschung der Welt teilen — und so das Reich Gottes auf Erden herbeiführen könnten! Diese phantastische, uns heute unglaublich scheinende Kombination klingt in mehreren Ansprachen an, besonders deutlich in den folgenden Worten eines englischen katholischen Geistlichen: Es geht, so sagte er, darum, eins der „schönsten Güter der Menschheit zu sichern: den Frieden und die Freundschaft zwischen zwei mächtigen stammverwandten Völkern. An diesem Werk können alle mitwirken, denen das Wohl ihres Vaterlandes teuer ist, und sie sollen es tun, denn das ist ihre heilige Pflicht. Hier können sich auch alle zusammenfinden, welchem religiösen Bekenntnis sie auch immer angehören mögen. Welche Errungenschaft liegt nicht schon darin für beide Völker, wenn Deutschland, die

¹²⁾ „Der Friede und die Kirchen“ S. 61. — Der Begriff „Wohlwollen“ erklärt sich aus der englischen Übersetzung von Luk. 2, 14.

größte Landmacht, und England, die größte Seemacht, treu zusammenhalten und gute Freundschaft pflegen! Dann ist die Weltmacht unser! . . . Unser ist dann auch der Weltfriede!“ Der Gedankengang schließt mit der Erwägung, daß Diplomaten diesen Frieden nicht erringen könnten, er müsse „in der Gesinnung des Herzens ruhen; dort allein ist er ganz gesichert. Einen solchen Frieden zu gründen vermag nur das lebendige Wort derer, die nach dem Apostel dazu bestellt sind, die frohe Botschaft des Friedens zu verkündigen“¹⁸⁾. Heute wirken solche Kombinationen vor allem deshalb so unglaublich, weil hier ausgerechnet das Weltmachtstreben zweier Kolonialmächte als ein von Christen zu begrüßender und zu fördernder Beitrag zum Frieden bezeichnet wird! Das war noch nicht einmal der Geist der in Den Haag angestrebten internationalen Schiedsgerichtsbarkeit! Hier wird doch ohne jede Tarnung vorgeschlagen, daß die beiden damals stärksten Mächte der übrigen Welt den Frieden diktieren sollten — dann würde Ruhe herrschen. Damals schien das christlicher Realismus zu sein . . . !

Auf die heutige Lage übertragen wäre mutatis mutandis statt von Großbritannien und Deutschland von den USA und von Rußland zu reden. Einerseits liegt es auch heute nahe, eine konkrete Sicherung des Weltfriedens von Übereinkünften zwischen den beiden Weltmächten zu erwarten; ja man wird sogar sagen müssen, daß die Konzentration der entscheidenden Macht auf diese beiden heute sehr viel stärker ist als sie 1908 in bezug auf England und Deutschland war. Sollte das Brückenschlagen zwischen den größten Mächten nicht eine sinnvolle Aufgabe sein, wenn sich Christen um die Erhaltung des Friedens bemühen? Andererseits wird man aber gewiß nicht außer acht lassen dürfen, was die Völker in den von diesen beiden Mächten beherrschten oder kontrollierten Weltteilen wünschen — obwohl gewiß solche einzelnen Wünsche stets wieder Konfliktstoff bergen können. Und vor allem: zeigt nicht das Fiasko gerade jener Erwartungen von 1908, daß auf diesem Wege der Weltfriede eben doch nicht zu sichern, die Katastrophe nicht aufzuhalten ist? Hier tauchen ständig komplizierte Fragen auf, denen gegenüber wir heute im ganzen gewiß nicht weitergekommen sind als unsere Väter. Wer sich als Christ realistisch um den Frieden bemüht, muß sich diesen Sachfragen stellen; das gilt heute wie damals.

Wenn wir theologisch die biblische Eschatologie ernst nehmen wollen, bedeutet das weder, daß uns diese Sachfragen nichts mehr angingen (so als hätten wir nur utopische Forderungen zu proklamieren), noch darf es andererseits bedeuten, daß wir vor den Einsichten der zuständigen Fachleute kapitulieren und uns von ihnen den Weg vorschreiben lassen dürften. Gerade wenn man die große eschatologische Hoffnung der Christen von den kleinen vorläufigen Hoffnungen in dieser Welt zu

¹⁸⁾ Ebd. S. 115.

unterscheiden gelernt hat¹⁴⁾, wird der Blick frei sowohl für das zunächst vielleicht Erreichbare (Aussöhnung oder doch wenigstens Arrangement zwischen den größten Mächten), als auch für die schwerer erreichbaren Fernziele (Aussöhnung der verschiedenen Interessen der Völker auf friedlichem Wege).

*

So wie man sich 1908 von der Gunst des politischen Klimas zwischen Deutschland und England mittragen ließ, mußten umgekehrt die bald danach erneut zunehmenden Spannungen zwischen beiden Ländern die christlichen „Friedensfreunde“ (der Ausdruck wurde damals gebraucht, es handelt sich nicht um „östliche“ Propaganda) auf beiden Seiten schwer belasten. Nimmt man zum Beispiel die „Eiche“ vom Januar 1914 zur Hand, so wird das veränderte Klima schnell deutlich. Ein Friedensaufruf deutscher Theologen vom Frühjahr 1913 hatte heftige Reaktionen von rechts hervorgerufen, denn er wurde — wohl nicht zu Unrecht — als Versuch verstanden, die zunehmenden Rüstungen zu bremsen; und das hieß angeblich: Deutschland wehrlos zu machen. Die deutsch-englischen Beziehungen hatten sich so verschlechtert, daß eine Reise im Geiste von 1908/1909 kaum noch durchführbar gewesen sein dürfte. Ob die zahlreichen konservativen Kirchenführer, deren Namen man in der Liste des „Kirchlichen Komitees zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland“ noch im Januar 1913 findet¹⁵⁾, auch 1914 noch zur Sache standen, muß bezweifelt werden. Um Angriffen von rechts zu begegnen, sah sich *Siegmund-Schultze* nun veranlaßt zu schreiben: „Einige Heißsporne der Verbrüderungspolitik haben ungeschickt gearbeitet; einige Konferenzen und Veranstaltungen waren Schläge ins Wasser; . . . So haben vielleicht auch die offiziellen Träger der Politik die Empfindung, daß die Zwischenträgerei unverantwortlicher Stellen und Personen die Kreise der Diplomatie stören und die Einheitlichkeit und Stoßkraft der deutschen Politik beeinträchtigen könnte. Aber nicht nur die offiziellen, sondern weite nationale Kreise sind gegen die ‚Verständigungsmeierei‘ bedenklich geworden . . .“¹⁶⁾. Da konnte der Hinweis darauf, daß man doch immer mit dem Auswärtigen Amt Fühlung gehalten habe (siehe oben), nur noch wenig helfen!

Fatal aber wirkt vor allem der Versuch dieses gewiß aufrechten Pioniers der Friedensarbeit der Kirchen, den rechtsgerichteten Kreisen das Wasser abzugraben. So schrieb *Siegmund-Schultze* im gleichen Aufsatz: „Es handelt sich darum, wo

¹⁴⁾ Vgl. die Thematik der Weltkirchenkonferenz von Evanston 1954!

¹⁵⁾ Unter den etwa 200 Namen sind zahlreiche Minister, Hofprediger, Redakteure rechtsgerichteter Zeitungen und Politiker; übrigens neben *Deißmann*, *A. v. Harnack* und *Holl* auch *P. v. Bodelschwingh*, *Bethel*!

¹⁶⁾ „Die Eiche“, Jan. 1914, S. 3.

Deutschland sich seine Freunde suchen soll bzw. wo es Feindschaft nicht vermeiden kann. Nun besteht darüber wohl kein Zweifel, daß bis auf weiteres die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich keine herzlichen werden können, wie auch, daß sich einer deutsch-russischen Freundschaft vorläufig große Schwierigkeiten in den Weg stellen. Unter diesen Umständen wäre es schon aus politischen Gründen dringend erwünscht, England nicht auf die Seite des Zweibundes zu drängen, wozu man von jener Seite so große Anstrengungen macht. Aber hier sprechen noch stärker die Gründe der Rasse. Die Angelsachsen sind ein deutscher Volksstamm, während Frankreich und Rußland mit ihrer fast ausschließlich keltischen und slawischen Bevölkerung uns sicher ferner stehen¹⁷⁾. So mußte es ja wohl kommen, nachdem man vorher zunächst nur die positiven Aspekte jener „Stammesverwandtschaft“ so glühend beschworen hatte! Nun erwies sich die Abkehr von anderen „Rassen“ durchaus als sinnvoll — zumindest in einer sichtlich etwas verzweifelten Argumentation der Jahreswende 1913/1914! Gewiß: dies hat Gott sei Dank nichts zu tun mit der Rassenlehre des NS-Regimes. Aber durfte ein Christ, auch wenn er mit seinen eigentlichen Absichten noch so sehr in Verlegenheit geriet, zu solchen Argumenten seine Zuflucht nehmen, ohne nun doch wieder in der Kernfrage ungläubwürdig zu werden? Denkt man auf der eben zitierten Linie *Siegmund-Schultzes* von 1914 weiter (die er selbst gewiß heute genauso bedauern wird wie wir), so stellt sich die Frage, ob nach dieser Vorstellung etwa das erstrebte Gottesreich auf Erden zunächst nur von germanischen Völkern gegründet (und verteidigt) werden sollte, während die anderen draußen bleiben mußten, zumal es ja hier unüberwindliche Erbfeindschaften gab (damals also zum Beispiel zwischen Deutschland und Frankreich)? Hier rächte es sich, daß die kluge Bescheidenheit, mit der man zunächst bei den beiden „stammverwandten“ Völkern beginnen wollte, von Anfang an mit unheimlichen romantischen Untertönen vermischt war, die mit dem Evangelium eben gar nichts, mit anderen modernen Ideologen aber leider sehr viel gemeinsam hatten¹⁸⁾.

Aber hüten wir uns auch hier vor voreiliger Scheltrede! Sind wir unserer Sache denn theologisch gewisser? Oder mischen nicht auch wir unsere theologischen Argumente mit solchen ideologischer Art? Reden wir vielleicht auch von Frieden — pflegen aber zugleich den Gedanken, daß ein Teil der Menschheit als Erbfeind leider vorläufig wohl ausgeschlossen bleiben müsse? So daß dann auch bei uns — im Osten und im Westen — gerade der Einsatz für den Frieden zu einem Instru-

¹⁷⁾ Ebd. S. 6.

¹⁸⁾ Man vergleiche dazu die ausführliche Begründung, die *Siegmund-Schultze* in jugendbewegter Sprache im ersten Heft der „Eiche“ für die Namensgebung der Zeitschrift gab: „So erlaubt, deutsche Brüder, im Schatten der Eiche eine kurze Opferfeier . . .!“ usw. usw. — (Jan. 1913).

ment politischer Machtkämpfe wird? Vergessen wir auch nicht, daß der Verfasser jener uns heute so seltsam anmutenden Apologie im ersten Weltkrieg immerhin konsequent für die Sache des Friedens zwischen den Völkern eintrat und dafür gemäßigelt wurde — so wie er später auch im NS-Regime als höchst unerwünschter Volksgenosse verbannt wurde.

Es darf über dem allem nicht unbeachtet bleiben, daß die Initiatoren und Verantwortlichen dieses großen Versöhnungsversuches zwischen Christen in England und Deutschland von der ehrlichen Absicht angetrieben wurden, dem Evangelium gehorsam zu sein — so wie sie es nun einmal verstanden hatten. Und schließlich sollten wir ja auch in der evangelischen Theologie gelernt haben, daß es ohne solchen Gehorsam keine christliche Existenz in dieser Welt geben kann. Die Belege für dieses Motiv jener Männer von 1908/09 sind so zahlreich, daß sie nicht im einzelnen aufgeführt werden müssen. Besonders interessant ist es, daß in solchen Zusammenhängen wenigstens Ansätze für eine Korrektur des merkwürdig zwielichtigen Gesamteindrucks sichtbar werden. Selbst der Oberhofprediger *Dryander* scheint die Notwendigkeit einer solchen Korrektur empfunden zu haben, als er in einer Ansprache zwar zunächst auch auf die vorangegangenen Besuche des Kaiserpaars, der Presseleute und der Bürgermeister in England hinwies, dann aber erklärte: „Meine hochverehrten Herren! Wir wollen mehr, wenn's nicht unbescheiden ist, das zu sagen, mehr als die genannten Kategorien von Besuchern. Wir bringen auch mehr. Der Einheitsgrund, auf dem wir uns mit ihnen wissen, ist breiter, tiefer, innerlicher als der, mit dem jene herkamen . . . Wir alle sind eins . . . in dem Bekenntnis zu einem Gott und Vater für uns alle, in der Hoffnung auf einen Heiland, der unser Hort und unser Licht ist im Leben und im Sterben . . . Wir sind überzeugt davon, daß wir als Christen . . . unter allen Umständen den größeren, gewaltigeren Beruf haben, das Licht der Welt, das Salz der Erde zu sein.“ Man ist dankbar, dies zu lesen, obwohl leider auch in dieser Begrüßungsrede alsbald merkwürdige Hinweise auf das „Blut teutonischer Rasse“ folgten¹⁰⁾!

Es läßt sich nicht leugnen, daß es dem romantischen Denken näherlag, Blut und Eisen zu vermischen, als unter Eichen Versöhnungsfeiern zu halten! Im Rückblick möchte man die Fachhistoriker eigentlich in erster Linie fragen: Wie ist es überhaupt zu erklären, daß im kaiserlichen Deutschland eine kirchliche Friedensbewegung so gefördert werden konnte, wie dies ganz offensichtlich 1908/09 der Fall war? Daß die deutsche amtliche Politik vorher schon einige Annäherungsversuche an England gemacht hatte, die ja dann bald wieder aufgegeben wurden, erklärt nicht alles. Vielleicht darf eine zusätzliche Erklärung darin gesucht werden, daß *Wilhelm II.* anscheinend zwei Seelen in seiner Brust hatte: er war dementsprechend

¹⁰⁾ „Der Friede . . .“ S. 117 f.

ja auch nicht nur von rüstungsfreudigen Militärs umgeben, sondern trieb daneben eine liberale Kultur- und Kirchenpolitik (man denke an sein Verhältnis zu *Harnack*!). Im Rahmen der letzteren war die Förderung dieser kirchlichen Friedensbestrebungen echt und ehrlich. Vorübergehend konnten daher auch größere kirchliche Gruppen, oder zumindest deren offizielle Repräsentanten, für die Friedensarbeit gewonnen werden, so wie man sie damals verstand. Aber eben die Tatsache, daß man die Friedensbestrebungen nur im Zusammenhang mit der liberalen Theologie und Kulturpolitik zu sehen vermochte, verhinderte eine größere Breitenwirkung der jungen Bewegung, so wie sie etwa in England und im britischen Empire vorhanden gewesen ist. Sobald nun in der offiziellen deutschen Außenpolitik und in der Rüstungspolitik die andere Seite wieder maßgebend wurde, fiel vermutlich für viele staatstreue evangelische Pastoren und Gemeindeglieder der einzige schwache Anreiz zur Mitarbeit dahin. Statt dessen wurde die in diesen Kreisen ja stets wache Skepsis gegenüber der liberalen Theologie nun automatisch auch auf die kirchliche Friedensarbeit übertragen, die sich noch kaum entfaltet hatte. Für den kaisertreuen evangelischen Bürger der Vorkriegszeit rückte diese Arbeit in die Nähe jener internationalen Bestrebungen, von denen man sich mit Abscheu abwandte, da sie marxistisch, atheistisch und „staatsfeindlich“ waren . . .

Und so wurde das Einverständnis zwischen der Kirche und den Förderern der Rüstung mehr und mehr zum selbstverständlichen Kennzeichen der wilhelminischen Ära. Sogar *F. Naumann* hatte es schließlich ja aufgegeben, das Evangelium auf die Politik einwirken zu lassen, und sich auf die Trennung der beiden Bereiche festgelegt, wobei in dem einen (leider) „das Evangelium von der gepanzerten Faust“ zu gelten hatte²⁰⁾. Wenn das schon ein liberaler Theologe sagte, wieviel selbstverständlicher mußte den konservativen Theologen die Rechtfertigung der staatlichen Machtsteigerung sein!

*

J. A. Baker hat sein Ziel, eine christliche Weltfriedenskonferenz vorzubereiten, nicht aus dem Auge verloren. Seit 1909 wurden die Verbindungen zu den amerikanischen Christen durch Vermittlung der Quäker intensiviert. Das damalige Federal Council of Churches in the USA (Vorläufer des heutigen National Council) wurde eingeschaltet und für den Plan gewonnen; eine schweizerische Initiative kam dazu. Und so sollte die erste vorbereitende Weltkonferenz am 3. und 4. August 1914 in Konstanz eröffnet werden!

Jeder Kenner der ökumenischen Geschichte weiß, daß damit eins der dramatischsten Geschehnisse der jungen ökumenischen Bewegung unseres Jahrhunderts angezeit ist: eine christliche Friedenskonferenz, die im Augenblick des Ausbruches

²⁰⁾ „Briefe über Religion“, 3. Auflage, Berlin 1904, S. 72.

des ersten Weltkrieges zusammentreten wollte! Es kam zu einem regelrechten Wettlauf mit der Zeit: die Eröffnung der Konferenz wurde vorverlegt — auf den ersten Mobilmachungstag in Deutschland, d. h. auf den 2. August. Man wandte sich in einem letzten dringenden Appell an die führenden Staatsmänner der Welt — aber der Krieg war ja schon erklärt! Immerhin wurden an diesem Tage noch die organisatorischen Grundlagen für die Weiterarbeit gelegt, bevor die Delegierten am 3. August morgens Konstanz verlassen mußten, wollten sie nicht riskieren, für die Dauer des Krieges von ihren Heimatländern abgeschnitten zu werden! Das war der Geburtstag des „Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen“, eines Vorläufers der Weltkirchenkonferenz in Stockholm und damit des heutigen Ökumenischen Rates der Kirchen²¹). Jeder, der heute in der ökumenischen Arbeit steht, sollte sich dies von Zeit zu Zeit vor Augen halten. — Die Frage ist müßig, ob *Söderbloms* Aktivität auch ohne solche Vorarbeiten in Gang gekommen wäre; fest steht aber zum Beispiel, daß er auf einer der ersten Zusammenkünfte des Weltbundes nach dem Kriege in Holland erstmals öffentlich die Gründung eines Ökumenischen Rates der Kirchen vorschlug²²).

Dem Gewicht, das in der bisherigen Arbeit die englische Organisation gewonnen hatte, entsprach es, daß die in Konstanz am 3. August vertagte Konferenz in London fortgesetzt wurde, soweit den Delegierten die Reise dorthin möglich war. Damit bahnte sich ein Übergewicht angelsächsischer Kräfte an, das sich während des Krieges und vor allem nach dem Kriege sehr nachteilig für die Verbreitung des ökumenischen Gedankens in Deutschland erweisen sollte.

Will man die Aufgabe beschreiben, die sich der „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“ gesetzt hatte, so muß man dem verwickelten Titel genau folgen²³): Die Kirchen sollten „ihren Einfluß auf die Völker, Volksvertretungen und Regierungen benutzen, um gute und freundliche Beziehungen zwischen den Nationen herzustellen“. Dazu sollten sie gemeinsam handeln, und um dies tun zu können, sollten „in jedem Lande, je nach den Umständen, Vereinigungen einer Kirche für sich oder verschiedener Kirchen gemeinsam“ gebildet werden, die zunächst die Aufgabe hatten, „die Kirchen als solche zu gemeinsamen Bemühungen für die Förderung internationaler Freundschaft und die Vermeidung von Kriegen

²¹) Näheres siehe bei *Karlström* a. a. O. S. 140 ff.

²²) *Karlström* a. a. O. S. 168. Nicht uninteressant ist übrigens, daß im August 1915 noch eine Tagung des Internationalen Komitees des Weltbundes in Bern durchgeführt werden konnte, an der auch Vertreter aus kriegführenden Ländern (Deutschland, England, Italien) teilnahmen (ebd. S. 144 f.)!

²³) 1914 hatte man zunächst den Titel gewählt: „World Alliance of Churches for Promoting International Friendship“; 1915 erkannte man, daß dies noch zu hoch gegriffen war. Seitdem lautete der englische Titel: „World Alliance for Promoting International Friendship through the Churches“ (*Karlström* a. a. O. S. 142 und 145).

zu gewinnen²⁴⁾. Die praktische Arbeit mußte also bei dem dritten dieser Punkte beginnen. Gerade hier kam es zunächst erneut darauf an, die Kirchen für den Friedensgedanken zu mobilisieren, nachdem sie während des Krieges auf beiden Seiten in den Propaganda-Sog ihrer Regierungen geraten waren. Das machte nach dem ersten Weltkrieg vor allem in Deutschland erhebliche Schwierigkeiten.

Das Klima hatte sich gerade durch den verlorenen Krieg völlig gewandelt, und zwar in den kirchlichen Kreisen keineswegs in Richtung Pazifismus (was theoretisch ja auch denkbar gewesen wäre). Eine Neubesinnung wurde paradoxerweise gerade dadurch verhindert, daß die Politiker die Frage nach der Schuld am Ausbruch des ersten Weltkrieges gestellt und im Diktat von Versailles auf ihre Weise „gelöst“ hatten. Da man vorher mit unzulänglichen Mitteln versucht hatte, die Politik zu moralisieren, war dieses Thema nicht zu umgehen; insofern hätte es niemand wundern sollen, daß es gestellt wurde. Für die deutsche Seite war nun aber die Lösung dieser Frage in Versailles unerträglich, da man dort bekanntlich die Alleinschuld Deutschlands am Krieg behauptet hat. Die Folge war, daß alle Bemühungen, deutsche inoffizielle und offizielle Vertreter zu den sich anbahnenden ökumenischen Konferenzen hinzuzuziehen, ständig von dieser Frage überschattet waren. Die Grundeinstellung vieler deutscher Kirchenmänner und Theologen scheint etwa die gewesen zu sein, daß man als Vorbedingung für die Mitarbeit in der Ökumene die Abkehr von der Kriegsschulderklärung von Versailles verlangte. Das heißt also: die Frage nach der Schuld am ersten Weltkriege wurde für wichtiger gehalten als die Frage, wie man den zweiten Weltkrieg verhindern könnte! Diese Diskussionen haben noch auf der Weltkirchenkonferenz von Stockholm eine Rolle gespielt — wenn auch dort zum Glück nur noch anhangsweise²⁵⁾.

Neben der Kriegsschuldfrage hat übrigens auch ein starkes Mißtrauen gegen die Angelsachsen die ersten ökumenischen Kontakte nach dem ersten Weltkrieg schwer belastet. So konnte zum Beispiel der Herausgeber des „Kirchlichen Jahrbuches für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands“ im Jahre 1921 im Blick auf die Bemühungen, eine Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung zustande zu bringen, schreiben: „Wer hier den Pferdefuß der englisch-amerikanischen Weltpolitik nicht sieht, dem ist nicht zu helfen“²⁶⁾. (Wenn also bis vor kurzem ähnliche Vorwürfe vom Osten her zu hören waren, sollten wir uns daran erinnern, daß dergleichen auch bei uns einmal bereitwillig Gehör fand!) Man darf freilich auch nicht vergessen, daß der erste Weltkrieg für Deutschland ja im Grunde im Jahre 1918 noch nicht zu Ende war: Die Besetzung des Rheinlandes

²⁴⁾ Aus den drei Grundsätzen des Weltbundes, zit. nach RGG 2. Aufl. Bd. V, Sp. 1850.

²⁵⁾ Vgl. den von A. Deißmann herausgegebenen amtlichen deutschen Bericht (Berlin 1926) S. 749—751.

²⁶⁾ Jg. 48, 1921, S. 360.

und vieles andere mußten als fortgesetzte Demütigungen und Mißhandlungen eines geschlagenen Volkes empfunden werden und haben infolgedessen unvermeidlicherweise mehr Haß als Liebe zu den anderen Völkern geweckt. Es war eine Zeit, in der es nicht leicht war, in unserem Volk den ökumenischen Gedanken und vor allem: die ökumenische Friedensarbeit zu fördern.

Am Schluß dieser skizzenhaften Erwägungen muß *D. Bonhoeffers* gedacht werden, der von 1931—1933 einer der drei Jugendsekretäre des „Weltbundes“ gewesen ist. Zunächst einmal zeigt eine Ansprache, die er vor dieser Zeit als Stipendiat in New York hielt, wie wichtig es ihm war, den Amerikanern die Leiden des deutschen Volkes nach dem Kriege und in der Weltwirtschaftskrise vor Augen zu führen; dazu gehörte auch für ihn der Protest gegen den § 231 des Versailler Vertrages. Hier aber fand er den wohl einzig richtigen Zugang zu jenem Problem, indem er erklärte, er sehe als Christ die Hauptschuld Deutschlands in einem ganz anderen Licht: „Ich sehe sie in Deutschlands Selbstzufriedenheit, in seinem Glauben an seine Allmacht, in dem Mangel an Demut und Glauben an Gott und Furcht vor Gott“²⁷⁾. Man wird sagen dürfen, daß dies der Geist des Stuttgarter Schulbekenntnisses von 1945 war, der uns, Gott sei Dank, nach dem zweiten Weltkrieg ähnliche Verwirrungen in unserem Verhältnis zur Ökumene ersparte, wie sie in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg durchzumachen waren.

Vor allem aber scheint mir für *Bonhoeffer* bezeichnend zu sein, daß er in den nächsten Jahren energisch nach einer neuen ökumenischen Theologie rief, die die Problematik des Krieges nicht nur als „Aktionsproblematik“, sondern auch als „Wesensproblematik“ ins Auge fassen sollte²⁸⁾. Mit Ingrimme wandte er sich gegen den Eifer, Resolutionen zu fassen, die nur dieser Aktionsproblematik dienten, ohne daß zugleich die Kernfragen richtig durchdacht waren. Und so machte er dann 1932 selbst einen ersten gründlichen Versuch, die Problematik des Krieges von der Offenbarung Gottes in Jesus Christus her im Sinne einer biblischen und reformatorischen Theologie neu zu durchdenken: „Von Christus her müssen wir die ganze Welt als gefallene Welt erkennen, wir kennen ihre ursprünglichen Ordnungen nicht mehr. Es gibt nur noch Ordnungen der Erhaltung auf Christus hin . . .“ Von dieser Basis aus sagt *Bonhoeffer*: „Auch der Friede ist nur eine Ordnung der Erhaltung, die zerstört werden kann“; er ist also gerade nicht „ein Stück Reich Gottes auf Erden“. Der irdische Friede „hat seine Grenze an der Wahrheit und am Recht. Dort wo Wahrheit und Recht vergewaltigt sind, kann kein Friede bestehen“. Es gibt in der gefallenen Welt den Kampf um Wahrheit und den Kampf um Recht, aber „der Krieg ist als Mittel des Kampfes ein uns

²⁷⁾ Gesammelte Schriften, Bd. I (1958), S. 66—74; Übersetzung S. 420.

²⁸⁾ Ebd. S. 114.

heute von Gott verbotenes Tun, weil er die äußere und innere Vernichtung des Menschen bedeutet und so den Blick auf Christus raubt“. Das darf die Kirche der Welt nicht verschweigen, obwohl die Wahrheit bei ihr „zerrissen“ ist. „Aber dort, wo die Kirche ihre Schuld an der Wahrheit erkennt, und wo doch Gottes Gebot die Kirche zum Reden ruft, dort wird die Kirche es wagen müssen zu reden, allein im Glauben an die Vergebung der Sünde“²⁹⁾.

Mögen solche Erkenntnisse uns nicht wieder verlorengehen in einer Zeit, in der wir theologisch und politisch nicht minder gefährdet sind, als unsere Väter es damals waren! Seien wir aber auch dankbar dafür, daß Gott in seiner Kirche auch solche Leute Gutes wirken läßt, die ihren Gehorsam gegen sein Wort anders begründen, als wir es tun müssen. Es könnte doch sein, daß er einst diejenigen bevorzugen wird, die nicht recht geredet, aber doch recht gehandelt haben. Auch das hat übrigens *Bonhoeffer* gelegentlich unterstrichen. Und vor allem: er hat gehandelt.

Dokumente und Berichte

NYBORG III — EIN WENDEPUNKT?

„Der Arbeitsausschuß ist nach eingehender Diskussion einmütig zu folgender Überzeugung gelangt: Die Arbeit der Konferenz Europäischer Kirchen wird als dringend erwünscht und erforderlich beurteilt. Sie muß deshalb fortgesetzt werden.“ Mit diesen Worten beginnt der Bericht des Arbeitsausschusses von Nyborg III, eines Ausschusses, der mit der Aufgabe betraut war, die künftige Entwicklung der Konferenz Europäischer Kirchen zu überprüfen. Dies ist der Schlußstein aller Berichte von Nyborg III, und seine Bedeutung, besonders was die Worte „eingehende Diskussion“ und „einmütig zu der Überzeugung gelangt“ betrifft, kann kaum zu hoch bewertet werden. Weder Nyborg I noch Nyborg II hätten eine Feststellung über den Wert der Konferenz in so starker Formulierung machen können. Diejenigen, die einiges von der bisherigen Geschichte der Konferenz wissen, von den zahlreichen Reserven, die immer wieder von einigen Ländern, besonders Großbritannien und Skandinavien, zum Ausdruck gebracht wurden, werden mit einem Gefühl der Erleichterung bemerkt haben, daß dieser Bericht von Pastor Kenneth Slack, dem Generalsekretär des Britischen Rates der Kirchen, vorgelegt und wärmstens unterstützt wurde. Die herzliche und einstimmige Annahme, die dieser einleitenden Feststellung von der Vollversammlung gewährt wurde, bezeugt, daß der Arbeitsausschuß die Gefühle der Versammlung richtig beurteilt hatte. Auf Nyborg III ist sich die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) ihrer eigenen Kräfte und ihrer Leistungsfähigkeit bewußt geworden.

²⁹⁾ Ebd. S. 140—161; Zitat S. 160 f.